

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 19 (1939-1940)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Zürich in den Tagen des Straussenhandels : nach Victor Hugo  
**Autor:** Blocher, Eduard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-158677>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Zürich in den Tagen des Straußenhandels.

### Nach Victor Hugo.

Die folgende kostliche Reminiscenz mußte wegen Stoffandrangs bis heute zurückgestellt werden.

**H**m späten Abend des 8. Septembers 1839 kam, von Basel her, Victor Hugo in Zürich an. Er erzählt davon im dritten Band seiner Reisebriefe vom Rhein. Vom Straußenputsch, der zwei Tage zuvor Zürich und die ganze Schweiz in Aufregung versetzt hatte, war ihm schon auf der Reise dies und das berichtet worden. Die Stadt war noch nicht ruhig. Die Sache, als politische und als kirchliche Angelegenheit, scheint ihm gleichgültig gewesen zu sein; nur was er sieht, ist ihm wichtig neben den Dingen aus ferner Vergangenheit, die seinen lebhaften geschichtlichen Sinn fesseln, und deren große Zusammenhänge ihn stetsfort zu Betrachtungen anregen. Im berühmten Gasthaus zum Schwert auf der Gemüsebrücke schreibt er an den Pariser Freund, der, wenn er wirklich gelebt hat, gedacht haben mag, der reisende Dichter habe den Sturm in der Limmatstadt mit angesehen und nicht nur die Nachwehen gesehen.

Die geographische Bedeutung und die geschichtliche Größe der Landschaft um Brugg hat ihm Eindruck gemacht. Die Postkutsche rollte über den Bözberg, in Frick hatte man gefrühstückt. „Mit einem Mal stößt man auf eine Baumgruppe neben einem Wirtshaus (vermutlich ist von den noch heute viel bemerkten Bierlinden über Umiken-Schinznach die Rede), und die Straße sinkt ins strahlende Aaretal ab . . . Brugg, schönes Städtchen, malerisch zusammengedrückt in Wälle und Zinnen, mit der Brücke über die Aar. Das Auge gleitet die geschwungene Höhe hinauf und haftet an einer Burgruine. Diese Ruine ist die Habsburg, die Wiege des Hauses Österreich. Lange schaue ich nach dem Turme hin, aus dem sich einst der zweiköpfige Adler aufgeschwungen hat. Die in Felsen eingezwängte Aare zerklüftet den Hintergrund. Diese herrliche Landschaft ist einer der großen Schauplätze der Geschichte. Hier hat sich Rom geschlagen: des Vitellius Schicksal zerstörte das des Galba. Hier ward Österreich geboren. Ein einfacher elsässischer Edelmann namens Radbot hat im ersten Jahrhundert die jetzt zerfallende Festung erbaut; von ihrer Höhe ergießt sich über die ganze neuere Geschichte der gewaltige Strom von Erzherzogen und Kaisern.“ Der fremde Fahrgast im Schnellzug weiß kaum, wo er ist, und macht große Augen, wenn ihm ein heimatbegeisterter Mitreisender den Turm auf der lang hingestreckten Jurafalte als Rudolfs von Habsburg Stammsitz kündet; anders der Romantiker des Jahres 1839, er atmet gleichsam den Geist ein, den die Landschaft und ihre Vergangenheit ausströmt.

„Die Dörfer des Kantons Zürich sind wirklich bemerkenswert. Prachtvolle dreigeteilte Strohhäuser: auf einer Seite die Behausung für die Menschen, in Holz und Mauerwerk, drei Reihen niedrige Fenster mit Bußen-

scheiben, am entgegengesetzten Ende die Stallungen aus Brettern, dazwischen der Schopf mit großer Einfahrt; unter der First, die sich mächtig aufbaut, Kornspeicher und Scheune. Drei Häuser also unter Einem Dach — das ist das Zürcher Bauernhaus. Wie Sie sehen, der reinste Palast.“ So beschreibt Victor Hugo das dreistöckige Alemannenhaus, dem er freilich nicht erst „im Kanton Zürich“ begegnet ist, denn er kam ja aus der badischen Ebene, von Basel, durchs Fricktal und den Margau. Aber wie mancher bemerkt überhaupt nichts von solchen Dingen, selbst auf viel längeren Strecken.

Der Dichter war eingeschlafen, es war Nacht geworden. Er erwachte, als der Wagen über eine gedeckte Holzbrücke mit gewaltigem Getöse in Zürich einfuhr. Fackelschein, gespenstisches Wesen, militärisches Getöse. Das Bild, das von Zürich entworfen wird, ist nicht sehr gewinnend; außer dem See wird kaum etwas gelobt, wir sind gewohnt, von den fremden Reisenden anders behandelt zu werden. Vor allem der ehrwürdige Gasthof zum Schwert wird von Victor Hugo übel beschrieben. Hier „wird der Reisende nicht bis zum Weißbluten geschröpft, aber man zieht ihm mit Sachkunde das Fell über die Ohren. Der Wirt berechnet einem den Blick auf seinen See mit täglich acht Franken das Fenster. Die Rost im Schwert hat mich an einen Vers von Ronsard erinnert, der, scheint es, einmal elend schlecht zu essen bekommen hat:

La vie est attelée,

A deux mauvais chevaux, le boire et le manger.

Schlechter als im Schwert in Zürich sind die beiden Klepper nirgends.“

Der Dichter verließ denn auch in der Folge die anscheinend so unbehagliche Stätte und mietete irgendwo in der Stadt ein Zimmer, bemerkte freilich dazu: „Das üble Gasthaus bin ich los, aber den See ebenfalls. Zuweilen tut mirs leid um das elende Essen und gleichzeitig um die herrliche Landschaft.“ Das „kalte und öde Zimmer“, in dem er nun haust, gefällt ihm wieder nicht, besonders nicht bei Regenwetter.

Vom „Schwert“ aus, in jener ersten Nacht, hatte der eben Angelkommene das Echo des politischen Umsturzes vernommen. Es ist das erste, worüber der Brieffschreiber berichtet:

„Ich bin in Zürich. Eben hat die Turmuhr (wohl vom nahen St. Peter) vier geschlagen, dazu ertönen Trompetenstöße. Ich vermeinte Tagwacht zu hören und öffnete das Fenster. Aber es ist dunkle Nacht, und dabei schlafst niemand. Die Stadt Zürich gleicht einem gestörten Bienenstock. Die Holzbrücken dröhnen unterm Taktsschritt der Bataillone, die im tiefen Dunkel wie Schattenreihen vorüberhuschen. Auf den Höhen Trommelschlag. Kriegsgesänge der Alpenbewohner („des Marseillaises alpestres“) ertönen in den Gassen, vor den erleuchteten Kneipen. Zürcher Waffenrölle üben auf dem kleinen Platz neben dem „Schwert“, wo ich wohne; ich höre auf französisch befehlen: „Portez arme! Arme bras!“ (sic!)“

Im Zimmer neben dem meinen singt eine Mädchenstimme ein zartes einstöniges Heldenlied; ich errate die Worte aus der Singweise. Im Glockenturm ein erhöhtes Schalloch, ein zweites an den Helmen der Grossmünstertürme. Meine Kerze beleuchtet im Flackern etwas wie ein blauweißes Sternenbanner, das am Ufer aufgepflanzt ist. Gelächter, Zurufe, Türenschlagen, allerlei Gerassel. Schattengestalten hier und dort. Fröhlicher Kriegslärm hält dieses kleine Volk wach. Unterm Sternenhimmel flüstert geheimnisvoll und mächtig der See bis an mein Fenster heran alle die Worte von Ruhe, Sanftmut und Frieden, die Natur dem Menschen zuzaunen liebt. Auf den Wellen steigt und zerfließt der tiefdunkle Metallglanz der Nacht. Ein Hahn kräht, und ganz oben, links überm Grossmünster, zwischen den schwarzen Türmen, erglänzt Venus gleich einer Lanzenspitze zwischen zwei Schießscharten.

„In Zürich ist nämlich Revolution. Die kleinen Städte wollen es den großen gleichtun: jeder Marquis will einen Pagen haben. Die Zürcher haben ihren Bürgermeister umgebracht und ihre Regierung gestürzt. Und weil sie mich denn geweckt haben, so will ich an Sie schreiben. Das Ihr Anteil an dieser Revolution.“

So sah der beredte Schilderer gewaltiger Straßenschlachten, der Schöpfer Gavroches und Jean Valjeans, für die freilich der Zürcher Schauplatz zu klein war, unsfern lieben Züriputsch, den wir längst vergessen hätten, wenn wir Größeres zu berichten wüßten, und wenn es nicht doch damals um Tieferes gegangen wäre, wovon der Sänger der „Soldats de l'an deux“ und anderer heldenhaften Angelegenheiten freilich nichts ahnte.

Und sonst? „Ich bin etwas enttäuscht“, heißt es nach dem Erwachen am Morgen. „Zürich gewinnt nicht im Tageslicht, die nächtlichen Bilder gefielen mir besser. Die Grossmünstertürme sind scheußliche Pflefferbüchsen. Fast alle Häuser sind glatt geschabt und weiß getüncht. Aber schön ist der See und in der Ferne der Alpenwall wundervoll; dieser gleicht aus, was der von weißen Häusern und grünen Anpflanzungen gesäumte See für mein Auge allzu Liebliches hat.“

\* \* \*

Dem aus seiner Weltstadt kommenden Franzosen erscheint offenbar Zürich in allem allzu kleinlich. Die schmucklosen Wohnhäuser der sparsamen Patrizier — in Basel mag der Reisende Statthalteres an schweizerischen bürgerbauten gesehen haben — muß er ärmlich finden, und was der eben zur Herrschaft gekommene Liberalismus baut, ist nicht nach seinem Geschmack: Barock sowohl wie Empire sind nicht mehr lebendig.

„Eben bin ich in einer Gondel spazieren gefahren, — einer Art Wasserdroschke zu fünfzehn Batzen die Stunde. Die drei Franken, die ich da in den See geworfen habe, tun mir eigentlich leid. Alles schön, aber gar zu freundlich zurecht gemacht. Sie haben da ein Neu-Münster, das sie einem mit Stolz zeigen, es sieht aus wie die Kirche von Pantin. Die Zürcher

Ratsherren wohnen in Gipsvillen, die wie die Kneipen von Baugirard aussehen. Mein Gott, sogar einen Omnibus sah ich, wie in Passy; da wundere ich mich nicht mehr, daß die Kerle Revolution machen.

„Zum Glück ist das Seewasser durchsichtig. Ich sah in der Tiefe die sich spiegelnden Berge mit ihrem Kranz von Wäldern, und in meiner Ruderdroschke war mir zumute wie Noah am Fenster seiner Arche . . .“

Die Welle wieget unsern Kahn  
Im Rudertakt hinauf,  
Und Berge, wolfig himmeln,  
Begegnen unserm Lauf.

„Die Stadt muß denen gefallen, die das Seminar von Saint-Sulpice bewundern. Zur Zeit werden Brunnengebäude im Stil der Madeleine und der Wache am Boulevard du Temple aufgeführt.“ Immer die Vergleiche mit der nun einmal nicht vergleichbaren Weltstadt! „Ich bin nicht würdig, Zürich zu bewundern (fühlt der Briefschreiber, daß ihm dazu etwas fehlt?), — abgesehen etwa von dem romanischen Portal des Grossmünsters, vereinzelten Häusern, die sich zwischen den andern verlieren, zwei Kirchtürmen und drei oder vier Festigungstürmen, deren einer, unförmlich dick, dem pantagruelischen Bauch eines Bürgermeisters gleicht —“ so schaut uns aus Bildern jener Zeit das einstige Rennwegtor an.

\* \* \*

„Die Neben liegen schön an der Sonne“, heißt es dann wieder versöhnlich, „es gibt Zürcher Wein und Zürcher Weizen.“

Und im See bespiegelt sich die reifende Frucht.

Aber ganz gut scheint die Laune nicht mehr geworden zu sein. Im leeren Schrank seines öden Gemaches findet der Bewundrer des großen Korsen ein vergilbtes und verstaubtes Heft, das sich als eine 1814 in Paris gedruckte Schmähchrift gegen den endlich erlegten kaiserlichen Adler erweist. Nun ist der große Poet und noch größere Rhetor in seinem Element. Die unglaublichen Anstrengungen des Libellisten, selbst den Feldherrn, den „Buonaparte“ immerhin war, herabzusezen, liefern Stoff für einen beredten Erguß von drei Seiten. Mit dem Bewußtsein, eine Ungerechtigkeit gerächt, einen Geschmähten verteidigt zu haben (der es freilich nicht nötig hatte), kann der große Claironbläser der Romantik Zürich verlassen, um sich dem Rheinsfall zuzuwenden.

Eduard Bloch.